

4. März –
14. Mai 2023

Wenn wir die Masken fallen lassen

¹ Adichie, Chimamanda Ngozi, *The danger of the single story* [2009], in: Ted Talk www.ted.com/talks/chimamanda_ngozi_adichie_the_danger_of_a_single_story?language=en abgerufen am 23.01.2023.

Wieso diverse Geschichten notwendig sind

»Das Problem mit Stereotypen ist nicht, dass sie nicht wahr sind, sondern dass sie unvollständig sind. Sie lassen eine Geschichte zur einzigen Geschichte werden.«

So beschreibt die Autorin Chimamanda Ngozi Adichie das grundlegende Problem der monoperspektivischen Erzählung. Viele verschiedene Geschichten sind notwendig für eine ausbalancierte Erzählung, sie helfen uns, einander zu verstehen, bieten Einblicke in andere Kulturen und Zeitabschnitte und erhöhen unsere Fähigkeit zur Empathie.

Eine eindimensionale Sichtweise von Identitäten führt zur Fehlinterpretation der Realität. "The danger of the single story – Die Gefahr der einzelnen Geschichte" ist der Titel des zitierten Vortrags von Adichie. In ihrem berühmten Ted Talk fordert uns die Autorin auf, über die Macht von Geschichten nachzudenken, die die Identität beeinflussen und Stereotypen formen. Jahrzehntlang wurden Geschichten über Schwarze Menschen erzählt, sei es in Form von Abenteuer Geschichten, exotisierenden Geschichten oder Opfergeschichten im Kontext von Rassismuserfahrungen. Es ist an der Zeit, dass Schwarze Menschen ihre Geschichte selbst und vor allem vollständig erzählen.

Mit der Ausstellung "Wenn wir die Masken fallen lassen" versuchen die Kuratorinnen Doris Ansu-Holz und Yeama Bangali, diese Geschichten experimentell greifbar zu machen und zu begreifen. Durch die Auseinandersetzung mit Fragen zur Archivierung Schwarzer deutscher Lebensrealitäten versuchen sie auch, die Gestaltungshoheit über die eigene Identität zurückzugewinnen. Neben den persönlichen Lebensgeschichten von in Stuttgart lebenden Frauen in Form einer multi-medialen Portraitreihe, haben die Kuratorinnen auch einen kollektiven Erfahrungsraum eröffnet.

Diesen Erfahrungsraum bilden sie in der dreigeteilten Ausstellung durch Alltagsobjekte ab. Die klassische museale Inszenierung soll den ausgestellten Ob-

jekten die wesentliche Bedeutung zugestehen, die viele Schwarze Menschen mit ihrem Leben oder ihrer Erinnerung in Verbindung bringen und damit eine kollektive Erfahrung widerspiegelt. Die Artefakte sollen die Neugier erzeugen, das Gesehene zu hinterfragen und mehr über deren Nutzung erfahren zu wollen. Zudem bildet den dritten Teil der Ausstellung ein Kurzfilm, der die Prozesshaftigkeit und ein Ergebnis des sogenannten Practising Art-Ansatzes, der im Folgenden noch erläutert wird, visualisieren soll.

Archivierung von afrodiasporischen Lebensrealitäten in Stuttgart

Ein Internetcafé ist manchmal nicht nur ein Internetcafé, sondern für manche Menschen die einzige Verbindung nach Hause. Der Zufluchtsort, um sich in der Fremde heimisch zu fühlen. Plötzlich wird eine kleine, kantige Telefonkarte der Schlüssel, um Sehnsucht nach Heimat zu stillen und Verbindungen aufrechtzuerhalten.

Um diese Erfahrungen, die viele Menschen mit afrikanischen und afrodiasporischen Lebensrealitäten teilen, sichtbar zu machen, spielen Artefakte in der Ausstellung eine wesentliche Rolle. Artefakte, die diese vielschichtigen Erfahrungsräume verschiedener Generationen auffächern und die emotionale Bedeutung dieser Alltagsgegenstände wortwörtlich auf ein Podest stellen und damit erfahrbar machen. Welche Lebensrealitäten werden ausgestellt und welche nicht?

Mit dem im Jahr 2020 durchgeführten Afrozensus, die erste umfassende Studie zu Schwarzen, afrikanischen und afrodiasporischen Lebensrealitäten in Deutschland, zeigt sich der Bedarf, die genannten Lebensrealitäten zu dokumentieren. Die Studie zielt auf das Aufzeigen von Mustern des Anti-Schwarzen Rassismus ab und wie diese in verschiedenen Lebensbereichen zusammenwirken.

In der Ausstellung nehmen die Kuratorinnen jedoch einen anderen Blickwinkel ein und stellen die Archivierungspraxis außerhalb eines Rassismuskontexts in den Fokus. Eine Packung synthetischer zum Flechten von Braids sowie ein Afrokamm als Artefakte wirken zu-

nächst unscheinbar. Doch welche individuellen Geschichten verbergen sich hinter diesen Artefakten und was haben sie mit afrodiasporischen Orten in Stuttgart zu tun? Um sich mit Vertrautem zu umgeben, haben sich unterschiedliche Communities Orte geschaffen. Orte, um Gemeinschaft mit Landsleuten zu leben und sich seine eigene Identität zu bewahren.

So haftet an den synthetischen Haaren zum Braids flechten ein emotionaler Wert und ein identitätsstiftendes Element, das ein Gefühl von Heimat und Zugehörigkeit herstellen kann. Afrohops in Stuttgart bilden dabei wichtige soziale Orte für Menschen mit afrikanischen und afrodiasporischem Hintergrund. Vor diesem Hintergrund ist es umso wichtiger, dass auch diese Geschichten in Kunst- und Kulturräumen erzählt werden, um eine umfassende Repräsentation der Stadtgesellschaft zu gewährleisten.

Der Zugang zu diesen Artefakten eröffnet einen tieferen Einblick in afrodiasporische Erfahrungswelten und schafft Empathie für spezifische Geschichten. Das Gefühl von Zugehörigkeit, Heimat und die Sehnsucht nach tiefen zwischenmenschlichen Verbindungen ist ein universelles Thema und kann auch außerhalb von Rassismuserfahrungen verortet werden.

Practising Art und die Frage nach einem Schwarzen künstlerischen Kontinuum

Die Kuratorinnen verstehen ihr Schaffen als Experimentierraum und beschreiben dieses Vorgehen als Practising-Art-Ansatz. Im aktiven Ausprobieren von Kunst- und Kulturpraktiken möchten sie die Teilhabe von jungen Schwarzen Frauen in Kunst- und Kulturräumen fördern. Was bedeutet dies konkret?

Denkt man an große Schwarze Kulturbewegungen fallen einem sofort die Harlem Renaissance – das goldene Zeitalter in den 1920ern für Schwarze amerikanische Künstler*innen und Intellektuelle, die ein neues Schwarzes Selbstverständnis und eine neue künstlerische Ästhetik etablierten. Zudem wird oft in einem Atemzug die französische Négritude-Bewegung genannt. Dabei stehen die Dekolonialisierung der afrikanischen

Kultur im Vordergrund und ein neues Selbstverständnis afrikanischer Intellektueller und Künstler*innen. Blickt man auf Deutschland, rückt die Schwarze deutsche Frauenbewegung in den 80ern um die Lyrikerin, politische Aktivistin, Pädagogin und Logopädin May Ajim in den Fokus.

Das im Jahr 1986 veröffentlichte Werk "Farbe Bekennen" begründete ein neues Selbstverständnis für Schwarze Deutsche und eine afrodeutsche Kunst- und Kulturpraxis. In all diesen Schwarzen Kulturbewegungen finden sich Querverbindungen, die bis heute wirken. Vor diesem Hintergrund befassen sich die Kuratorinnen in der intensiven Auseinandersetzung ihrer eigenen afrodiasporischen Lebensrealität mit folgenden Fragestellungen: Wie sieht eine Schwarze deutsche Kunst- und Kulturpraxis heute aus?

Als Kinder westafrikanischer Migrant*innen aus Ghana und Sierra Leone waren Doris Ansu-Holz und Yeama Bangali mit einer gewissen Ästhetik, kulturellen Codes und Erfahrungsräumen konfrontiert, die auch ihren Blick auf Kunst- und Kulturräume geprägt haben. Welche Motive, Symbol- und Formensprache lassen sich in der künstlerischen Auseinandersetzung mit diesen Kontexten ablesen?

In Form eines Kurzfilms begeben sich die Kuratorinnen auf den Weg des Experimentierens, um Antworten auf diese Fragen zu finden und insbesondere andere Schwarze Frauen zu ermutigen, selbst ins kreative Schaffen zu kommen.



Abb. 27 ↑ | Naafia Naahemaa



Abb. 28 | Dr. Lucy Tengbeh

